Bankenkrise, Wirtschaftskrise, Sinnkrise?

Über literarische Krisenindustrie
und Neubestimmungen des Kapitalismus

Christoph Henning

KLAUS DÖRRE/STEPHAN LESSENICH/HARTMUT ROSA: *Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte*. Frankfurt/M. 2009. Suhrkamp. 327 S.

SEBASTIAN DULLIEN/HANSJÖRG HERR/CHRISTIAN KELLERMANN: *Der gute Kapitalismus ... und was sich dafür nach der Krise ändern müsste*. Bielefeld 2009. Transcript. 242 S.

TIM KOHL: *Holistische Wirtschaftsethik. Grundlegung und Anwendung auf die Managergehälter*. Stuttgart 2009. Kohlhammer. 224 S.

KLAUS KORNWACHS: *Zuviel des Guten. Von Boni und falschen Belohnungssystemen*. Frankfurt/M. 2009. Suhrkamp. 218 S.

KAUSHIK SUNDER RAJAN: *Biokapitalismus. Werte im postgenomischen Zeitalter*. Frankfurt/M. 2009. Suhrkamp. 303 S.

SAMUEL WEBER: *Geld ist Zeit. Gedanken zu Kredit und Krise*. Zürich/Berlin 2009. Diaphanes. 52 S.

Die Bankenkrise hat seit langem die Realwirtschaft erreicht und droht sogar ganze Staaten bankrott zu legen. In den Augen skeptischer Zeitgenossen haben sich damit neoliberale Ideen von Wirtschaftspolitik, die seit den 1980er Jahren den Ton angaben und unsere einst humanistisch geprägten Gesellschaften bis zur Unkenntlichkeit reformiert haben, bis auf die Knochen blamiert. Doch werden bereits wieder großzügige Boni ausbezahlt und ernstzunehmende politische Reformen lassen auf sich warten. Für eine kritische Wirtschaftsphilosophie drängt es daher, mit neuen Ideen aufzuwarten, denn noch haben viele Zeitgenossen ein offenes Ohr für Kapitalismuskritik. Und in der Tat ist der Buchmarkt angefüllt mit solchen schön paradoxen Produkten: Der Markt der Marktkritik floriert wie zuletzt in den 1970er Jahren. Doch nicht alle diese Produkte sind ihr Geld wert. Daher fragt diese Besprechung: Was hat die Sozialtheorie aus der Krise gelernt, und was lässt sich von ihr lernen? Unter den Büchern befinden sich zwei Perlen, die durch ungewöhnliche Herangehensweisen hervorstechen (ein älteres Werk über den Biokapitalismus und eine neuere Standortbestimmung der deutschen Soziologie), ein handwerklich solides, aber wenig originelles Überblickswerk über den »guten Kapitalismus« sowie drei wenig überzeugende Einlassungen aus der Perspektive der Physik (Kornwachs), der Betriebs- (Kohl) und der Literaturwissenschaft (Weber), die ohne die Gunst der Stunde kaum Leser finden würden. Arbeiten wir uns von hinten nach vorn vor.

1.

Wie es Jochen Hörisch vorgemacht hat, können sich auch Literaturwissenschaftler auf anregende Weise mit dem Geld befassen.¹ Das geht nicht immer gut, denn eine Analyse der *Phantasien über Geld*, mit der es schöne Literatur primär zu tun hat, ist nicht gleichzusetzen mit einer Analyse der Wirklichkeit des Geldes – man denke nur an die »gedachten hundert Taler« bei Kant.² Das Büchlein des amerikanischen Literaturtheoretikers *Samuel Weber* ist ein Beispiel dafür.³ Ein Einfallstor für unfruchtbare Vermengungen dieser beiden Ebenen – leider nicht nur beim ihm – ist das Wörtlein »Spekulation«. Diese scheint in ihrer Spiegelmetaphorik die Annahme einer Nichtigkeit des Realen und der Wirklichkeit der Phantasie zu rechtfertigen; ein Traum für Literaturtheoretiker (Weber 2009, 36). Dummerweise nur ist in der Welt der Wirtschaft auch die Spekulation, die hochrisikante Investition von hohen Summen meist fremden Geldes, eine höchst reale Angelegenheit – wie die Finanzkrise zur Genüge gezeigt hat, kann sie gut gehen oder nicht, ohne Rücksicht auf die Phantasien der Teilnehmer. Mit Marx gesprochen: Dass das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein der Menschen bestimmt, bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass das gesellschaftliche Sein aus *Gedanken* gezimmert ist, etwa im Sinne eines »objektiven Geistes«,⁴ so dass eine Analyse von Phantasien – oder gar eine lose Aufeinanderfolge von solchen – zugleich eine Analyse von »Kredit und Krise« ergäbe.

Genau dies aber scheint Weber anzunehmen. Sein Buch geht aus von einigen zusammengetragenen Gemeinplätzen über die Finanzkrise – etwa, dass ein kurzfristiges Gewinnstreben ein langfristiges Denken überflügelt hat (29, 52) oder dass durch die Bankenrettung an die Stelle der privaten Verschuldung eine staatliche Verschuldung getreten ist (47). Das wusste der durchschnittlich gebildete Leser bereits, und mehr darüber erfahren wir bei Weber nicht. Eingerahmt werden diese Gemeinplätze aber durch allerlei Assoziationen eines gebildeten Literaturwissenschaftlers, dem es

¹ Am gelungensten in JOCHEN HÖRISCH: *Kopf oder Zahl: Die Poesie des Geldes*, Frankfurt/M. 1996.

² Vgl. Andre Hilles harsche Kritik an einem späteren Werk von Hörisch (*Gott, Geld und Medien*, Frankfurt/M. 2004) auf http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=7670&ausgabe=200412.

³ Vielleicht kommt die hohe Bewertung der Phantasie von der Freudianschen Vorgeschichte. Siehe SAMUEL WEBER: *Rückkehr zu Freud: Jacques Lacans Ent-stellung der Psychoanalyse*, Wien 2000.

⁴ Einen Aufschwung erfuhr dieser Idealismus durch John Searle's Neuauflage des Sozialkonstruktivismus. Er nimmt an, soziale Dinge seien real, weil wir *denken*, sie seien real – und wie könnte es anders sein: Das Paradebeispiel dafür ist das Geld (siehe jüngst JOHN SEARLE: *Making the Social World: The Structure of Human Civilization*, Oxford 2010). Zu Searles früherem Buch *The Construction of Social Reality* (New York 1995) vgl. Diese Zeitschrift Band 45 (1998), S. 97–112.

besonders das Deutsch-Dunkle angetan hat.⁵ Angefangen vom Namensvetter Max Weber, dessen Lektüre von Benjamin Franklin auf seltsame Weise zugleich wiederholt und unterboten wird (kein Wort etwa von der methodischen Lebensführung, auf die es Max Weber ankam, stattdessen Reflexionen darüber, dass Geld »Zeit in Anspruch« nimmt, 10), wird über Kant (»Bewusstsein apriori«, 33; »Zeit und Raum«, 34, und die »Antinomien«, 37, die sinnfremd auf Luther und die guten Werke bezogen werden), Carl Schmitt (35), Walter Benjamin (36 ff.) und – ungenannt – Heidegger (»Geld ist wesentlich zeitlich«, 23) kaum jemand ausgelassen. Mit welchem sachlichen Gewinn? Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die oberflächliche Sachanalyse wie so oft mit einer vorschnellen – vielleicht gewollten, weil dunklen – Theologisierung bezahlt wird. So sei »produktive Arbeit die säkulare Erbin der göttlichen Schöpferkraft« (35, vgl. 13, 31, 41, 50). Es regiert das Assoziieren, aber so wird nichts erklärt.⁶ Der normale Weg einer literaturwissenschaftlichen Analyse wäre eher, zunächst etwas über die soziale Wirklichkeit des Geldes zu sagen und dann zu untersuchen, auf welche Weise Phantasien durch sie geprägt werden, Wirklichkeiten durch diese verstellt oder eröffnet werden oder sie wieder auf jene zurückwirken (so geht beispielsweise Rajan vor, der ebenfalls mit dem Religionsvergleich spielt). Für etablierte Autoren scheint eine solch profane Herangehensweise aber nicht mehr opportun zu sein. Das Problem einer fehlenden Analyse ist dadurch aber nicht behoben.

Die Theologisierung kann sich natürlich auf altbekannte Äquivokationen stützen: Worte wie »saving« (40) oder Kredit sind ja in der Tat doppeldeutig. Aber was folgt daraus? Weber leitet daraus eine Lizenz für große Thesen ab, die aber sämtlich in der Luft schweben. Eher im Modus des Nebenher trifft diese »Irrfahrt durch das angehäuften Wissen eines Professors« (so Hilles scharfe Formulierung aus anderem Kontext, Fn. 2) seine Behauptungen; etwa, dass der »Wesenskern« des Geldes Kredit sei⁷ oder dass Konsum nichts weniger als »Erlösung von der Erbsünde der Menschheit« verspreche (42, vgl. 45). Wie aber passt dazu die Aussage, Konsum sei zugleich Ausdruck eines »Mechanismus der Selbstverwirklichung«

⁵ Bezeichnend für die Sprunghaftigkeit sind dabei Wendungen wie »Somit ergibt sich ohne Weiteres« ... (Weber 2009, 17), die an die Stelle eines Arguments treten.

⁶ Mit besseren Argumenten wird eine ähnliche Deutung verfolgt von Christoph Deutschman: *Soziologie kapitalistischer Dynamik*. MPIfG Working Paper 09/5, Köln 2009. Religion ist für ihn mit Durkheim »Reflexion der Gesellschaft durch sie selbst« (29): Geld »repräsentiere« die Totalität der Gesellschaft (26) und sei daher religiös zu verstehen – was eher meint: Geld ist ein *funktionales Äquivalent* für Religion. Für Marx, auf den sich Deutschman ebenfalls stützt, repräsentiert das Geld die Gesellschaft allerdings *falsch*.

⁷ Zur Frage, ob Zins aus Geld oder Geld aus Zins entsteht, gibt es in eine Auseinandersetzung, auf die einzugehen sich bei solch steilen Aussagen empfiehlt, siehe klassisch GUNAR HEINSOHN / OTTO STEIGER: *Eigentum, Zins und Geld. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft*, Marburg 1996.

(50)? Erlösung *und* Selbstverwirklichung? Beide Thesen werden durch eine von Max Weber angeregte Deutung der Reformation getragen, die orakelhaft daherkommt und der Erläuterung harrt: »die Lutherische *Maxime sola fide* ist zu *solo credito* geworden« (19). In dieser Form kann man die losen »Gedanken« zum Thema (so der Titel) getrost ungelesen im Regal lassen. Als Behauptung lässt sich alles mögliche aufstellen, philosophisch ist das witzlos.

2.

In einem ganz anders gearteten und etwas älteren Buch⁸ von *K. S. Rajan* wird ähnlich die These vertreten, dass bestimmte Tendenzen des gegenwärtigen Kapitalismus religiöse Züge haben. Anders als bei Weber stecken hier allerdings eigene Forschungen dahinter (ethnologische Feldforschungen und Interviews in einer bestimmten Industrie). Daher versteht man an jeder Stelle, warum der Autor – es ist wieder ein Mann – seine Thesen vertritt. Zugegeben, auch Rajan verwendet Vergleiche mit religiösen Mustern recht freizügig, doch in diesem Fall bleibt es selbst für Skeptiker verkürzter Säkularisierungstheoreme nachvollziehbar, was Rajan sagen will; zumal er nicht *alles* unter Religionsverdacht stellt, sondern nur spezielle Momente. Es geht in diesem Buch im doppelten Sinne um Vergleiche: Erstens um die Frage, auf welche Weise der »Biokapitalismus« als spezifische Industrie (damit sind vor allem medizinische Anwendungen der Gentechnik gemeint) die Wahrnehmung und Legitimierung des Kapitalismus verändert. Bestimmte narrative Strategien spielen dabei inhaltlich eine Rolle, und daher ist auch das Buch selbst – in einer reflexiven Methodologie – eher narrativ gehalten. Das muss nicht so sein, aber es ist in sich stimmig: Ähnlich wie Richard Sennett es manchmal tut, erzählt Rajan einfach davon, wie er sich im Laufe seiner Forschungen (die bereits in den späten 1990ern begannen) mit verschiedenen Akteuren unterhalten hat. Zum anderen stellt Rajan, selbst Inder, einen Vergleich darüber an, mit welchen verschiedenen Diskursen Biotech-Firmen in den USA und in Indien auftreten. Was in den USA oft – hier der Religionsvergleich – »messianisch« daherkomme (Erlösung von Krankheit, Verheißung einer besseren Zukunft etc.), sei in der postkolonialen Situation Indiens eher *nationalistisch* codiert: Es gehe um die Abnabelung von den dominanten USA, die es mit denselben Waffen zu schlagen gelte – nämlich durch einen Vorsprung im genetischen »Wissen« und dessen wirtschaftlicher Verwertung.

Ähnlich wie der unten diskutierte Ansatz von Stephan Lessenich belegt dieses Buch, dass man die Ansätze von Karl Marx und Michel Foucault

⁸ Es handelt sich um die Übersetzung eines 2006 auf Englisch erschienenen Titels.

produktiv verbinden kann. Marx allein würde aus der Sicht von Rajan methodisch nicht ausreichen, weil die Biotechnologie ein zu neues Feld ist; aber auch Foucault allein würde nicht genügen, da es sich nicht einfach nur um »Wissen« handelt, sondern um ein Wissen, das in kapitalistische Verwertungszwänge eingebunden ist. Diese Verbindung bietet sich auf dem Feld des Biokapitalismus deswegen besonders an, weil es einerseits eine »reale« Industrie ist, mit Produkten, Büros, Fabriken, Bilanzen etc.; diese aber andererseits viel mit Zukunftsversprechungen »spekuliert« – welchen Nutzen bestimmte Gen-Therapien haben werden, ist noch gar nicht so sicher. Wie aber kann man mit Versprechungen Geschäfte machen? Rajan beschreibt es. Statt also »Spekulation« als Lizenz zu verstehen, selbst freischwebend über etwas zu spekulieren, haben wir es hier mit einer sachhaltigen Analyse eines konkreten Gegenstandes zu tun.

Kommen wir damit zum Inhalt. Im Biokapital ändern sich zwei Dinge: Einmal wird die Wissenschaft selbst mehr und mehr zum Zweig der Industrie. Und speziell in Indien wird zum anderen der Staat unmittelbar zum Akteur der wirtschaftlichen Aufrüstung (er selbst investiert in das »Genome Valley« und erzeugt damit in einer Logik des Potlatsch eine Schuld der Bürger gegenüber dieser Industrie). Diese beiden Änderungen haben jeweils eine Reihe weiterer Konsequenzen, die Rajan auszuloten versucht: Das Bedrohliche des neuen Wissens über Gene liegt nicht mehr in seiner *Allgemeinheit*, die das Individuum zu erdrücken scheint (wie es der mittlere Foucault ausformulierte). Die künftigen Gentherapien sollen ja individualisiert sein. Doch diese Individualisierung (oder, mit Foucault: Subjektivierung) hat es in sich: Einerseits wird das Individuum damit um so mehr Gegenstand (»Objekt«, 176, oder »objektives Subjekt«, 154) eines Herrschaftswissens. Andererseits wird es selbst zum Träger dieses Wissens und muss daher verantwortlich mit den »Risiken« umgehen (das weist bereits auf Lessenichs »Aktivierung« vor).

Damit ändert sich zugleich die Art des Wissens, von der hier die Rede ist: Einerseits ist es ein Wissen über die Zukunft, welche eintreten kann oder auch nicht (es sind ja lediglich Prognosen). Es ist darum nicht falsifizierbar und nur im abgeleiteten Sinne eine Wahrheit (Rajan schreibt, Derrida aufgreifend, von »Wahrheit«, 142). Dieses Wissen schafft also keine echte Sicherheit, sondern eher Unsicherheit (was allerdings beabsichtigt ist, da es ja zum »Konsum« von Therapien o. ä. anhalten soll). Andererseits, da es nun direkt von Unternehmen »hergestellt« wird, gibt es keine Grundlagenforschung mehr, sondern nur noch die wirtschaftlich-medizinische Anwenderperspektive. Dabei verschwimmen nun die Grenzen vollends, denn nicht nur die Unternehmen als Anbieter erzeugen dieses Wissen, sondern auch die unmittelbaren Verbraucher, nämlich die Betroffenen selbst, die sich in Selbsthilfegruppen zusammentun, Lobbyarbeit betreiben

und teilweise selbst wieder Firmen gründen. Das ist ein Beispiel aus den USA, doch auch im Falle Indiens verschwimmen die Grenzen, wenn der Staat der treibende Faktor der Entwicklung wird. Das ist besonders für die potentielle Kritik an diesem Sektor schwierig, denn wen kritisiert man hier eigentlich? Die Wissenschaft? Unternehmen? Den Staat, die Nation oder gar – die Patienten?

Rajan versucht nun, diese überaus verwickelte Geschichte mithilfe von Marx und Foucault auf den Begriff zu bringen. Von der Subjektivierung zu potentiellen Patienten war schon die Rede (Gesundheit bedeutet immer mehr, dass man »noch nicht krank« ist). Auch der Begriff der »Spekulation« bekommt im gewissen Sinne eine »Basis«: Es handelt sich dabei nicht unmittelbar um den Finanzsektor (als sei dieser »abgekoppelt« von der »Realwirtschaft«, wie es oft fälschlich heißt), sondern in diesem Fall eben um Biokapitalfirmen, die das Risikokapital *brauchen* oder begehren. Sie bedienen sich daher einer Grammatik des »Hypes« (123), der großen Versprechungen, in welchen der Wissenstypus der Prognose auf fatale Weise mit der großsprecherischen Tendenz von Marketing und PR zusammenkommt. Doch es ist nicht nur eine Sprechweise, es steht auch eine Praxis dahinter; und so beschreibt Rajan eindrucksvoll bestimmte Weisen der Unternehmensführung und -Darstellung (etwa durch verschwenderische Feste und corporate identity).

In dieser »Venture Science« (122), der Symbiose von Risikokapital und Biotechnologie, legt Rajan nun auch »messianische« Elemente frei. Das wird in diesem Fall umso nachvollziehbarer, als einige seiner Protagonisten in den USA tatsächlich als strenge Christen beschrieben werden. Daneben wird – man ahnt es vielleicht – auch der Marxsche »Warenfetisch« ausgegraben und gekonnt auf bestimmte Utensilien (etwa den »DNA-Chip«) übertragen. Da von vornherein klar ist, dass Rajans Herangehensweise narrativ ist, und man ihm den Spaß an postmoderner Sprachspielerei gönnt, da er damit immer auch etwas Sachhaltiges sagt, kann man ihm das nicht übelnehmen. Dem Verlag ist für diese Übersetzung also zu gratulieren. Schön wäre es, wenn das Buch hiesigen Foucault-Adepten, die doch zuweilen arg theorieimmanent bleiben, Lust auf empirische Arbeit machen würde.

3.

Systematisch gibt sich auch das Buch des Physikers und Technikphilosophen *Klaus Kornwachs*, welches sich mit falschen Belohnungssystemen (»Bonis«) zu beschäftigen verspricht. Doch nach einer mutigen Ablehnung der These, dass 66 fach höhere Gehälter von Managern unmöglich durch eine höhere »Arbeitsintensität« zu rechtfertigen sind (20 – Kohl übrigens

sieht das ähnlich), verliert es sich in kulturellen Archiven. Leitend ist nurmehr die Frage, was zum Begriff der »Belohnung« alles in den Sinn kommt. Der Bezug zur Managementvergütung geht verloren. Kornwachs erwähnt im Modus des lockeren Berichts – ohne eingehendere Analysen – die Belohnungszentren im Gehirn, eine Schrift von Bentham über Strafjustiz, das Gefangenendilemma (muss das noch vorgestellt werden?) oder das ökonomische Schicksal von Erfindern. Unter der Rubrik »gerechter Lohn« erfährt man dann, dass die Gerechtigkeit der Managergehälter sich »nach den Bedürfnissen einer Klasse ausrichtet« (84, cf. 197) und Nichtmitglieder dieser Klasse das als unfair empfinden. Das deutet zwar, wie zu Anfang versprochen, die »Machtfrage« an (9), ist aber als Analyse (die ebenfalls angekündigt wird, 11) etwas dünn, da nichts mehr begründet wird – und neu ist diese Sicht in keiner Weise (mehr dazu erfährt man klassentheoretisch bei Dörre und ökonomisch bei Dullien et al.).

Was hat den Verlag wohl bewogen, diese lockere Zusammenschau der Ideen Anderer für druckwürdig zu halten? Es scheint eher die tagespolitische Aktualität des Titels als die inhaltliche Stärke gewesen zu sein.⁹ Dabei sind es nicht einmal die *relevanten* Anderen, auf die Kornwachs sich bezieht – seine improvisierte Systemtheorie (mit Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und Politik/Recht als »Subsystemen«, 113 ff.) gibt es andernorts gründlicher (etwa bei Richard Münch), ohne dass Kornwachs sich daran orientieren würde. Über das »Subsystem« Wissenschaft legt er dann sagenhafte Erkenntnisse frei: Einerseits ginge es um Ehrungen wie den Nobelpreis, andererseits um Berufungen und nur eingeschränkt um die Freude an der Erkenntnis (129). Auch die *en passant* eingestreute Kritik an den Hochschulreformen (»es wird getrickst«, 126) gibt es anderswo besser.¹⁰ Dass dann ausgerechnet die Aussagen über »die Wirtschaft« vage bleiben (ihre Aufgabe sei die »Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen und eine Mehrung des ... Reichtums der Beteiligten«, 126), enttäuscht bei einem Buch dieses Titels gewaltig – zumal man auch über die Krise nur wiederholt findet, was Zeitungen seit langem schreiben (es »wurde bei Geldanlagen gern verschwiegen, dass höhere Renditen immer auch höheres Risiko bedeuten«, 121). Und wie steht es um die Managementvergütung, zu dem der Titel ja Auflösung verspricht? Am Ende hat Kornwachs auch hierzu Ansichten, doch eher *ad hoc* – man weiß nicht recht, wie er dazu kommt: Er ist gegen »Deckelungen« der Boni und für mehr »Trans-

⁹ Vielleicht wäre dem Verlag anzuraten, *double blind reviews* einzuführen. Das würde vermeiden, dass Bücher wegen des Rangs des Autors und nicht wegen hervorragender Inhalte gedruckt werden (manche neueren Werke würden, von Unbekannten eingereicht, wohl selbst bei zweitklassigen Verlagen kaum gedruckt).

¹⁰ Zum Beispiel beim erwähnten RICHARD MÜNCH: *Globale Eliten, lokale Autoritäten: Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co*, Frankfurt/M. 2009.

parenz« (168), für einen längeren Zeithorizont (173) und die Einführung von »Wirtschaftsethik« an den Universitäten (170), ohne dass wir erfahren, was deren Inhalte wären (da könnte uns das Buch von Tim Kohl helfen).

Was aber soll es schließlich heißen, dass wir die Belohnungssysteme der jeweils anderen Subsysteme besser »verstehen lernen« (167) und »Aufklärung« über sie betreiben sollen (170)? Eine solche Abriegelung von Sphären der Gerechtigkeit ist bereits seit Michael Walzer im Gespräch – und wird oft kritisiert, weil sie tatsächliche Verflechtungen überspielt und dem jeweils marktinternen Geschehen wenig entgegenzusetzen hat. Dazu aber erfahren wir nichts mehr. Es bleibt bei wohlmeinenden Ratschlägen: Wir sollten mehr »kooperieren« (aber mit wem?) und die Belohnung nach den jeweiligen »Motivationsstrukturen« ausrichten (171 – welche wären das denn?), was den Marktkräften und Machtstrukturen in ihnen auch freie Hand geben kann. In der Tendenz wiegelt das Buch also eher ab (»In jedem Protestwähler steckt auch ein Schnäppchenjäger«, 166 – zu den Schnäppchenjäger siehe auch Rosa). Es sagt im Grunde nichts, was irgendwie repräsentativ für philosophische Forschungen auf diesem Gebiet wäre. Das ist schade, denn Gelegenheiten, eine kritischen Philosophie an so prominenter Stelle mit viel Raum zu artikulieren, bieten sich nicht oft. Es ist eine vertane Chance für die Zunft. Die Krise hat den Buchmarkt offensichtlich noch nicht erreicht.

4.

Kornwachs mahnt zurecht mehr Wirtschaftsethik an Universitäten an. Nun gibt es diesen merkwürdigen Hybrid in allerlei Varianten, und was deren Einführung praktisch versprechen soll, hängt nicht unerheblich davon ab, was man sich darunter vorstellt. Die Dissertation von *Tim Kohl* hält Kritiken der zwei deutschsprachigen Hauptvertreter dieser Zunft bereit, die man zwar schon ähnlich gehört hat, die aber durchaus unterhaltsam vorgebracht werden: Gegenüber Karl Homanns reduktionistischer Variante wird eingewandt, dass genuin ethische Belange sich in seiner tauschfixierten Theorie gar nicht rekonstruieren lassen (40). So ist es, schön, das einmal mehr zu lesen. Gegen Peter Ulrichs rigoristische Kritik am »Gewinnprinzip« wird dagegen eingewandt, dass sie elitistisch daherkomme (66f.), sich mit ihren Gegnern nicht auseinandersetze (152) und sich aus ihr kaum etwas ableiten lasse (75). Auch das ist nicht völlig aus der Luft gegriffen. Aus diesen beiden Kritiken gewinnt Kohl die beiden Minimalforderungen an eine künftige Wirtschaftsethik: Diese dürfe nicht, wie Homanns Variante, normativ unterbestimmt sein (positiv gewendet: Sie müsse »anschlussfähig« sein – an was allerdings?). Und anders als Ulrichs Variante müsse sie eine praktische »Orientierungsleistung« erbringen. Soweit, so

gut. Aber kann Kohl diese Forderungen selbst erfüllen? Er erfüllt, näher betrachtet, nur die erste, und das unter einer merkwürdigen Sinnverschiebung. Sehen wir, wie dies zugeht.

Kohls Buch manifestiert den Hybridstatus der Disziplin auf eindringliche Weise – nicht nur in dem, was es sagt, sondern auch in der Weise, wie es formuliert. Zunächst sinniert es betriebswirtschaftlich über drei Kriterien für die Höhe einer Managementvergütung (Verdienst, Anreiz, Vereinbarung). So etwas vermutet man eher in Ratgebern für das Personalbüro. Es fallen verschiedenste Argumente, und man weiß nicht recht, wo die Reise hingeht – Kohl legt sich nicht fest und verweist im Zweifelsfall auf eine nötige »Einzelfallbetrachtung« (172, vgl. 189f., 193 und öfter), ohne hinreichend klar zu machen, dass schon eine Menge vorentschieden ist, wenn es keine *allgemeinen* Regeln gibt. »Anschlussfähig« ist Kohl hier vor allem an die Betriebswirtschaftslehre. Seine Kritik an Homann verlangte allerdings einen Anschluss an die Ethik, und diese lässt sich auf der konkreteren Ebene kaum mehr erkennen. Der Anschluss hat sich seltsam verschoben.

Die Diskussion von Verdienst, Anreiz und Vereinbarung wird nicht im Schlagabtausch mit einer materialen Ethik geführt; stattdessen wird sie eingerahmt durch praxisferne metaethische Vorüberlegungen. Die Frage ist dort – ich kürze hier ab –, wovon die Legitimität von Normen abhängig gemacht werden soll. (Die entsprechenden Normen selbst werden nicht entwickelt, das enttäuscht an diesem Buch, das im Titel eine »Anwendung« verspricht.) Diese Ebene betrifft also nicht eine Regelung praktischer Fragen, sondern die Frage zweiter Stufe, welche Normen in Fragen erster Stufe überhaupt zugrunde zu legen seien (»Debattengrundlegung« ist das erklärte Ziel, 209). Das Prinzip der Normbestimmung (12) bzw. – Legitimierung, das dem Buch den Titel gab, liegt also auf einer *dritten* Stufe. »Holismus« besagt dabei nicht mehr, als dass die auf erster Ebene Betroffenen bei dieser Normbestimmung (auf der zweiten Stufe) mitreden können sollen, oder dass zumindest ein Derivat dieser Mitrede zu berücksichtigen sei. Dieses Prinzip dritter Stufe wird eher formelhaft eingeführt und brav gegen mögliche philosophische Einwände und Konkurrenten verteidigt (»brav« darf man sagen, weil Kohl seine Gutachter dabei auffallend oft zitiert und diesen Eindruck offensichtlich nicht scheut). Was gewinnen wir durch diesen »Holismus« inhaltlich?

Geben wir das Prinzip im Wortlauf wieder: »Das Grundprinzip der holistischen Legitimitätstheorie besagt, dass die Legitimität einer als allgemein verbindlich postulierten moralischen Norm zur Regelung des menschlichen Zusammenlebens davon abhängt, inwieweit diese Norm in einer legitimitätstheoretisch konstitutiven Beziehung zu den ein allgemeines moralisches Bewusstsein bildenden moralischen Überzeugungen

derjenigen Menschen steht, die von der in Frage stehenden Norm und den aus ihr folgenden Handlungsbestimmungen betroffen sind bzw. wären« (79). Damit hat Kohl eines sicher erreicht – die Brille der Betriebswirtschaft wird für eine Weile abgelegt. Diese sprachlich schwer verständliche philosophische Prosa markiert also ein Terrain. (Ob Philosophie sich im interdisziplinären Miteinander allerdings ausgerechnet durch *Unverständlichkeit* am besten behauptet, darf bezweifelt werden.) Doch diese Meta-Philosophie reicht gegenüber der Betriebswirtschaft nicht gerade weit. Denn man sollte meinen, dass aus diesem Prinzip folgt, dass die Betroffenen entweder die Norm selbst mit festlegen dürfen (so heißt es einmal, der »überlappende Konsens« habe »unmittelbar legitimitätsstiftende Kraft«, 104; und wie Dörre und Dulien et al. zeigen, ist die Forderung nach mehr direkter Wirtschaftsdemokratie keineswegs abwegig). Oder, wenn dies nicht praktikabel ist, sollten zumindest die Festlegenden, wer immer das sei, ähnlich wie in der Diskursethik annehmen können müssen, dass die Betroffenen zustimmen würden, wenn man sie denn fragen würde (eine solche Konstruktion mit drei Konjunktiven lässt sich wohl nur in der deutschen Sprache anstellen). Holismus meint also einen Primat der Betroffenen. Doch wer sind für Kohl die Betroffenen?

Eine Antwort darauf findet sich im Kapitel zu den Managementvergütungen. Hier ist die Reichweite der Philosophie definitiv zu Ende – sie hat ihr Soll durch die kompliziert klingende Begründung eines Prinzips dritter Stufe erfüllt. In die Inhalte reicht sie kaum mehr, dort regiert wieder die Betriebswirtschaft. Nur um seine Themenwahl zu motivieren nennt Kohl kurz die wirtschaftsethische Diskussion um »Stakeholder und Shareholder« (141) – er nimmt an, dieses Thema sei ausdiskutiert. Der Effekt ist allerdings, dass die Stakeholder in der Frage der Managementvergütung nicht mehr vorkommen. Das ist fatal, denn die »Stakeholder« sind ja gerade diejenigen, die vom Handeln eines Unternehmens *betroffen* sind: Arbeiter, Konsumenten, Anwohner, Gesellschaft und Politik sowie die Natur. Die Diskussion wird vorrangig aus dem Horizont der Prinzipal-Agenten-Theorie geführt: Eigentümer als Auftrags-/Anreizgeber verhandeln mit Managern als Auftragsnehmern um die Höhe des Lohnes (man erinnert sich: dabei gibt es Informationsasymmetrien etc.). Sozialphilosophie adé: Nur die Sicht der Eigentümer befindet über die Höhe der Managementvergütung. Daher auch das Schlussvotum, die *property rights* zu stärken (199).

Die Vergütung darf daher, das ist wohl nicht mehr verwunderlich, im »Einzelfall« ruhig einmal *sehr hoch* sein, etwa um die richtigen Personen zu gewinnen oder zu halten; auch »ein goldener Handschlag« sei aus dieser Sicht nicht rundweg abzulehnen (169). Immerhin sind auch kritische Töne zu vernehmen: Nach Verdienstgesichtspunkten sei es zwar legitim, wenn

Manager mehr verdienten als normale Angestellte; allerdings rechtfertige dies nicht zwei- oder dreistellig höhere Verdienste (158, 189, 193; das Kriterium für »Verdienst« bleibt dabei offen). Doch selbst diese Punkte sind von den Eigentümern her gedacht. Arbeiterinnen oder die breitere Gesellschaft kommen dagegen nur noch als Beiwerk im Kalkül der Eigentümer vor – so gelte es, durch Transparenz »Empörungskosten« zu vermeiden (194), aber gleichzeitig auch zu verhindern, dass Lohnforderungen ansteigen (180, 190 – was nicht recht zur Forderung nach Transparenz passen mag).

Wie plausibel all dies aus Sicht der Betriebswirtschaft ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Zu monieren ist allerdings, dass das Prädikat »holistisch« seinen Sinn verliert, wenn weder Arbeiterinnen noch Konsumenten oder die Gesamtgesellschaft (die in einem älteren Holismus einmal »Totalität« genannt wurde) bei der Normfindung ein Wort mitreden können. Es gibt gute Gründe, sie als Betroffene zu begreifen; dann verstieße Kohl schlicht gegen sein eigenes Prinzip. (Man könnte z. B. die grotesk hohen Managementvergütungen mit den seit langem sinkenden Löhnen kontrastieren und hier nach Zusammenhängen fragen, wie Dullien et al. andeuten. Oder man könnte fragen, was mit einer Gesellschaft geschieht, in der einige wenige über derart viel Geld und darüber vermittelt über immense Macht verfügen, während andere wegen der Mitnahme von Maultauschen im Wert von einem Euro gekündigt werden. Glaubt man der Empirie, ist dies schlecht für alle.¹¹) Oder man begreift sie *nicht* als Betroffene. Dann wüsste man gern die Gründe dafür – im Buch werden leider keine ersichtlich. So oder so, es gibt im Buch einen Bruch zwischen behauptetem Holismus und praktiziertem Monismus.

Rezensent vermutet, dass für diesen Bruch ein Zweischnitt verantwortlich ist: Zum einen wird der Betroffenheits-Holismus so stark prinzipialisiert, dass es gar nicht mehr um *konkrete Betroffene* geht, sondern nur noch um einen vagen »Rekurs auf ein allgemeines moralisches Bewusstsein« (127). Zum anderen erscheint dem Betriebswirt die eigene Zunft – das hat Homann vorgemacht – als Bastion der Vernunft, und damit als der Ort, wo sich dieses »allgemeine Bewusstsein« am ehesten verkörpert. In der Tat hat die Zunft ja in Zeitungen sowie »Rundfunk- und Fernsehbeiträgen«, auf die Kohl beim »allgemeinen Bewusstsein« abhebt (200), in den letzten Jahrzehnten eine Hegemonie ausgeübt; man denke nur an Dauergäste in Talkshows wie Hans-Werner Sinn, die – um auf Webers These zurückzukommen – in der Tat wie Priester agieren und wirken. Dieser Hegemonie scheint Kohl aufgesessen zu sein. Mit Marx und Rajan könnte man sagen:

¹¹ Siehe KATE PICKET/RICHARD WILKINSON: *Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind*, Berlin 2009.

wo nur das Eigentum als relevante Größe für eine Ethik erscheint, feiert der Kapitalfetisch fröhlich Urständ. Kohl hat vielen Philosophen den Einblick in betriebswirtschaftliche Diskurse voraus. Doch es nicht ratsam, diese einfach und unvermittelt an philosophische Überlegungen anzuheften. Der Preis dafür bei Kohl ist, dass er die kritische Distanz der Philosophie zum Tagesgeschehen an einer wichtigen Stelle einzieht und sie stattdessen in einer überaus abstrakten Ebene einkapselt. Das Buch ist daher insgesamt als mutiger, aber letztlich missglückter Versuch zu bewerten, gesellschaftlich relevante Themen aus einer Doppelperspektive zu beleuchten. »Der Titel greift zu hoch: weder Grundlegung noch Anwendung werden eingelöst; doch man kann einiges aus ihm lernen.«

5.

Über die Betroffenen von Managemententscheidungen (Stakeholder) erfährt man in einem Buch um so mehr, das eigentlich etwas anderes zum Thema hat: Das Buch zum *Guten Kapitalismus*, das als Gemeinschaftswerk dreier keynesianischer Ökonomen um *Hansjörg Herr* entstanden ist, ist hierin weit holistischer als das vorige: Es empfiehlt z.B., bei der »corporate governance« neben den Anteilseignern auch Mitarbeiter und Betriebsräte mehr einzubinden (163) und sorgt sich um die Folgen der Deregulierung für die Gesellschaft. »Gut« ist ein Kapitalismus aus dem Verständnis der Autoren nämlich dann, wenn er (richtig) reguliert wird, und das heißt eben: wenn er bzw. seine Hauptakteure politisch gezwungen werden, die Betroffenen stärker zu berücksichtigen. Dafür berufen die Autoren sich auf entsprechende Tendenzen in den USA: »So haben in jüngster Zeit schon mehr als die Hälfte der US-Bundesstaaten damit begonnen, Stakeholder-Gesetze zu verabschieden, die das Management darauf verpflichten, eine Art Folgenabschätzung ihrer Entscheidungen auf andere Teilnehmer vorzunehmen, einschließlich der Beschäftigten, Kunden, Zulieferer und Kommunen« (166). Amerika, du hast es besser.

Bevor das Buch, das sich an der Krise entlang hangelt, dieses Votum im vierten, zukunftsbezogenen Teil des Buches fällt (»Nach der Krise – was sich ändern müsste«), beschreibt es zunächst deren Vorgeschichte (»Entfesselung der Finanzmärkte«, 37) und gibt Rezepte zu ihrer Linderung (»Der Weg aus der Krise«, z.B.: »Banken retten und Konjunktur stabilisieren«, 115 ff.). Viel lässt sich zu diesem Buch aus philosophischer Sicht eigentlich nicht sagen, außer dass es grundsätzlich wünschenswert ist, auch in wirtschaftlichen Dingen einen Pluralismus an Lehrmeinungen zuzulassen. Es ist »gut«, wenn neben die orthodoxe Schulmeinung weitere Stimmen treten und ernst genommen werden, seien sie nun marxistischer Coleur (wie etwa einschlägige Schriften von Elmar Altvater oder des jüngst verstor-

benen Jörg Huffschnid)¹² oder eben, wie hier, keynesianischer. Ein eigenes Urteil bilden kann sich nur der, der verschiedene Schulen kennt. Dabei kann ich mir die Anmerkung nicht verkneifen, dass sich, obwohl Dullien et al. offene Bezüge zum Marxismus eher scheuen, ähnliche Diagnosen speziell zum Finanzmarkt bereits in den Büchern der vorigen finden. Man ist also *wenig* von diesem Buch überrascht, wenn man deren Bücher kennt – ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen ist, sei offengelassen. Wirklich originell ist es daher nur in Details. Bekanntlich ist nicht alles, was neu ist, auch gut; aber einige Redundanzen hätten sich dennoch vermeiden lassen (»Helmut Kohl wurde im Jahre 1982 Bundeskanzler einer Koalition zwischen CDU/CSU und FDP«, 103).

Vielleicht sollte nicht unerwähnt bleiben, dass das Buch durch das Vorwort von Gesine Schwan und die Förderung durch die Friedrich Ebert Stiftung eine Nähe zur Sozialdemokratie hat – stilistisch ist das eher nachteilig, denn teilweise liest es sich wie ein Parteiprogramm (z.B. wenn es einen Maßnahmenkatalog aufstellt, 217 ff.). Auch wirkt der parteipolitische Zwang zur *Umsetzbarkeit* als ein Blocker der projektiven Phantasie – so heißt es in Anlehnung an das Motto »Eine bessere Welt ist möglich« zuletzt bewusst abwiegelnd: »Der gute Kapitalismus ist möglich« (227, vgl. 15). Dennoch, wenn dies die sozialdemokratische Linie ist – und ein Rezensent hierüber urteilen darf –, dann ist sie dem »Dritten Weg« der 1990er Jahre, der es allen recht machen wollte und doch nicht konnte, allemal vorzuziehen.

Es wäre unfair, nicht wenigstens die grobe Stoßrichtung des Buches zu nennen, selbst wenn man sie bereits ahnt: Es geht den Autoren neben der stärkeren internationalen Regulierung der Finanzmärkte um die Förderung des Binnenmarktes (sprich: um höhere Löhne), um Mindestlöhne, einen Ausbau der Mitbestimmung, eine Stärkung der öffentlichen Haushalte (und dabei auch um eine »Sicherung« der sozialen Sicherungssysteme vor dem unzuverlässigen Finanzmarkt, 182) und überhaupt um mehr internationale Koordination der Wirtschaft (z.B. stabilere Wechselkurse und – hier doch eine Reverenz an *attac* – »Kapitalverkehrskontrollen«, 220). Alles das mag nachlesen, wem es nach einer Einführung in keynesianistisches Denken verlangt. Aus philosophischer Sicht wäre abschließend noch zu fragen, was genau eigentlich »gut« heißen soll. Um einen Einwand Stephan Lessenichs (dort 237) vorwegzunehmen: Der »gute Kapitalismus« ist hier, zumindest zu weiten Teilen, der gute *alte* Kapitalismus. Eingehegte Finanzmärkte, umlagefinanzierte Sicherungssysteme (wir nähern uns wieder der Hoheit der Talkshows), mehr betriebliche Mitbestim-

¹² Siehe JÖRG HUFFSCHMID: *Die Politische Ökonomie der Finanzmärkte*, 2. Auflage, Hamburg 2002; ELMAR ALTVATER: *Der große Krach oder die Jahrhundertkrise von Finanzen und Natur*, Hamburg 2010.

mung – alles das gab es bereits.¹³ Die Vorstellung von »gut« oder »gutem Leben«, die sich dem entnehmen lässt, läuft darauf hinaus, allen Menschen *gleichermaßen* (siehe die Kritik an der Ungleichheit 93 ff.) ein Leben frei von der (berechtigten) »Angst« (182 f.) vor den Risiken des Marktes zu ermöglichen, jedoch ohne den Markt selbst abschaffen zu müssen. Man solle den Markt so »einbetten ... , dass er frei genug ist, um seine ureigene ... Dynamik zum Wohl aller entfalten zu können – und dabei möglichst wenig zu stolpern« (229).

6.

Nehmen wir for the sake of argument einmal an, ein solcher Kapitalismus sei in der Tat möglich. Man kann nun die Frage stellen: warum sollte man ihn noch kritisieren wollen? Wollen die Kapitalismuskritiker also nur einen »guten« Kapitalismus? Dies ist eine der Fragen, die drei Soziologieprofessoren aus Jena in einem Gemeinschaftswerk umtreibt. Damit kommen wir zu einem Glanzstück dieser kleinen Büchersammlung, denn was hier geschieht, ist nichts weniger als ein intellektuelles *Ereignis*. In der Tat sollte es, um den Wunsch eines Beteiligten aufzugreifen, Schule machen (Lessenich, 280). Wie der Titel schon sagt, ist das Buch als Standortbestimmung der Soziologie zu lesen. Die Soziologie besinnt sich hier auf ihre Wurzeln zurück: Theorie des Kapitalismus zu sein und dabei eine kritische Perspektive zu ermöglichen. Das geht nun auf unterschiedliche Weise, aber die Soziologie eint doch diese Perspektive. Das Buch macht vor, dass man so etwas trotz inhaltlicher Differenzen gemeinsam unternehmen kann.

Was soll man da noch kritisieren? Die Autoren des Bandes kritisieren sich bereits gegenseitig. Die Lektüre hat durchaus Züge eines Krimis, denn es ist vorab keineswegs klar, wer »gewinnt« (und das Urteil darüber bleibe ganz dem Leser überlassen). Das Buch ist also ein echter Glücksfall: So selten es schon ist, dass Kollegen eines Faches vor Ort kooperieren, noch seltener ist es wohl, dass sie dabei frei heraus sagen, was sie denken. Das aber tun *Klaus Dörre*, *Stephan Lessenich* und *Hartmut Rosa* in diesem Band, und siehe da: Sie schonen sich nicht. Dem Glücksfall, drei Soziologen dieses Kalibers an einem Ort zu haben (womit weitere Jenenser nicht kleingemacht werden sollen), korrespondiert ihre Bereitschaft, auch harsche Kritiken von Kollegen auszuhalten und zu beantworten. Dumpfe Polemik bleibt aus, doch durch die Schärfe steigern sich die drei bis zur Kenntlichkeit – will sagen: zum offenen Wort. Die jeweiligen Kritiken

¹³ Nebenbei sei bemerkt, dass sozialtheoretische Schriften, die den Sozialstaat der 1970er Jahren begleitet haben, durchaus wieder lesenswert sind; und wenn nur, um zu sehen, was einmal möglich schien. Vgl. FRANZ-XAVER KAUFMANN (Hg.): *Bürgernahe Sozialpolitik*, Frankfurt/M. 1979.

beruhen nicht immer auf Missverständnissen, sie greifen teilweise auch die unbestimmt-blumige Ausdrucksweise an, die sich in monographischer Schreibweise schnell einmal einschleicht. Die drei steigern sich zudem in eine heute selten zu findende Radikalität. So heißt es deutlich: »Es sollte und müsste darum gehen, einmal offen, schlicht und einfach zu sagen, dass der Kapitalismus, der uns heute in seiner finanzgetriebenen Gestalt beherrscht, weg muss« (Lessenich, 232). Und alle drei kommen darin überein: »Der Kapitalismus *hat* keine Pathologie, er *ist* eine« (300). Wie viel mehr wiegt das als all die vorsichtig abgezirkelten akademischen Erkundungen der theoretischen Möglichkeit einer Kritik (mit dem Tenor: Kritik, was ist das überhaupt?), die man sonst unter solchen Titeln – und im selben Verlag – zu lesen bekommt!

Die Struktur des Buches sieht aus wie folgt: Die drei geben sich zunächst Gelegenheit, ihre Positionen zu klären – das passiert auf jeweils etwa 60 Seiten, was recht lang und daher teilweise noch wenig fokussiert ist. Etwas professoral referieren die Autoren alles Mögliche aus fremder Feder, was in ihrem Sinne zu sein scheint, und kommen erst allmählich zum Punkt.¹⁴ Darauf folgt eine kürzere Kritikrunde (jeder kritisiert jeden), die sehr scharf, und eine Antwortrunde (jeder pariert auf die jeweiligen Kritiken), die sehr pointiert ist; eingerahmt durch gemeinsame Einführungs- und Schlussworte, in denen sie sich auf ein gemeinsames und durchaus praxisorientiertes Minimalprogramm verständigen (wenn auch etwas ad hoc: Grundeinkommen, Wirtschaftsdemokratie, mehr Nachdenken über Lebensqualität, 301 f.). Dabei greifen *alle* – und auch das ist herzerfrischend – beim Thema »Kapitalismus und Kritik« auf Karl Marx zurück, reichern ihn aber mit je spezifischen weiteren Autoren an: Klaus Dörre mit Rosa Luxemburg, deren Imperialismustheorie dem Theorem der »Landnahme« von David Harvey Pate steht;¹⁵ Hartmut Rosa mit Charles Taylor, dem der topos des »guten Lebens« entstammt, an welchem Rosa seine erneute Kritik an der »Beschleunigung« aufzieht;¹⁶ und Stephan Lessenich mit Michel Foucaults späten Gouvernamentalitätsstudien, die die Frage stellten, wie sich bestimmte Regierungsweisen durch »Subjektivierungen« in die Subjekte hinein verlängern.

Wer die drei nicht kennt, sollte wissen, dass der Hintergrund von Dörre ein gewerkschaftlicher ist, Rosa sichtbare Verbindungen zur Frankfurter Sozialphilosophie hat und Lessenich aus der Sozialstaatsforschung

¹⁴ Das übrigens ist eine kleine Schwäche des Buches: Über viele Referate wird selten deutlich, was und wie die Autoren eigentlich *selbst* empirisch erforschen (und das tun sie). Vieles bleibt programmatisch.

¹⁵ DAVID HARVEY: *Der neue Imperialismus*, Hamburg 2005.

¹⁶ HARTMUT ROSA: *Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor*, Frankfurt/M. 1998.

kommt. Alle drei haben auf ihren Feldern bereits Beachtliches geleistet. Eine gewisse Affinität zum Progressiven ist bei allen erkennbar, aber man unterschätze nicht den linken Drang zur gegenseitigen Zerfleischung. Der wird hier auf äußerst produktive Weise sublimiert. Es wäre nun so vermessenen wie unnötig, diesen drei ineinander verschränkten Kritiken (mit den Kurztiteln »Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung«, 295) noch eine vierte Perspektive beizufügen. Ich gebe daher nur ausgewählte Punkte wieder – und empfehle das Buch sonst wärmstens zur eigenen Lektüre.

Aus philosophischer Sicht hat Rosa einen Punkt, wenn er die Soziologie auf »die Frage nach dem guten Leben« festlegen möchte (87). Er zielt damit auf die in der Soziologie oft unbeantwortet bleibende Frage nach den normativen Folien einer Kritik ab. Rosa fasst die kapitalismuskritische Diagnose selbst dahingehend zusammen, dass »wir alle« im Kapitalismus »notwendig unglücklich« seien (266, cf. 125), da die kapitalistische Beschleunigungsdynamik »uns« buchstäblich über den Kopf gewachsen sei. Es dürfe der Kritik nicht länger um Verteilungsfragen gehen, wenn der in der Gerechtigkeitstheorie oft bemühte »Kuchen« ganz verdorben sei (265 f.). Das beantwortet obige Frage, was denn an einem »guten Kapitalismus« überhaupt noch zu kritisieren sei: In der Linie der »Künstlerkritik« geht es Rosa eher um Phänomene der universalen *Entfremdung* als um soziale Ungleichheit und Ausbeutung.¹⁷

Auf das »gute Leben« reagieren seine Kollegen ausgesprochen allergisch, und daraus lässt sich einiges lernen. Rosa sieht in dieser heftigen Reaktion zurecht eine »Angst der neuen Linken vor Wertfragen« (274), denn in der Tat fehlt in vielen kritisch auftretenden Soziologen ein Nachweis der eigenen Urteilkriterien. Aber damit sind die Kritikpunkte der anderen noch nicht ausgeräumt. Einer dieser Punkte besagt, dass Rosas Perspektive des »wir alle« soziologisch überaus unspezifisch sei (187, 204), reale soziale Ungleichheiten überdecke und unter der Hand die Perspektive einer kleinen kulturellen Elite verallgemeinere (240, in der Tat nimmt er »Forschungsanträge im Hochschulbereich« und Schriften von Philosophen als Beispielmateriale, 124). Das sitzt, und aus dieser Ecke kommt Rosa trotz intelligenter Manöver nicht mehr ganz heraus. Das könnte allerdings einfach daran liegen, dass es vielleicht doch nicht so sehr Sache der *Soziologie* ist, über das »gute Leben« zu sinnieren; schließlich ist die Soziologie eine empirische Wissenschaft und kann daher höchstens zu *Meinungen* über das richtige oder falsche Leben durchstoßen (Rosa nennt etwa *Zuschriften*, die er bekommen hat, 267). Setzt sie selbst eine davon als *gültig*, ist sie nicht länger empirisch, sondern betreibt Sozialphilosophie. Macht nichts, könnte

¹⁷ Boltanski/Chiapello's Unterscheidung in Künstler- und Sozialkritik dient in dem ganzen Buch als Markierung.

man sagen, das ist ja ohnehin Rosas Herkunft, und vielleicht ist das ein guter Grund, Philosophie und Soziologie einander stärker anzunähern. Doch Rosa tut dies hier etwas abgekürzt, wenn er »Autonomie« und »Authentizität« (93) einfach als Werte interpretiert, die »der Kapitalismus« zu verwirklichen verspreche. Das ist eine starke Behauptung. Doch warum soll es keinen Kapitalismus ohne Autonomie geben? Die Kontinuität von Sklavenmärkten deutet auf diese Möglichkeit hin.¹⁸ Solche Setzungen sind daher für Soziologen ein rotes Tuch. Ein weiterer Kritikpunkt lautet darum, diese Denkweise wolle womöglich noch »für die anderen das große Wort ... führen« (177).

Diese Intuition, dass selbst das Wissen der Sozialtheorie noch mit der Macht verschwistert ist, hat die Sozialphilosophie Foucaults einst für viele attraktiv gemacht. *Lessenich* weist nun die Kritik Rosas zurück, es gäbe bei Foucaultschen Analysen normativ nichts zu holen (216), indem er darauf verweist, die von ihm, *Lessenich*, kritisierte »Aktivierung« lasse keine Selbstbestimmung mehr zu (286). Das ist allerdings ein Punkt für Rosa, denn hier scheint *Lessenich* ebenfalls Autonomie als »Wert« vorauszusetzen. Jedoch würde er nicht wie Rosa sagen, dass er einfach dem Kapitalismus selbst entstammt; ebensowenig kommt er für ihn gänzlich von außen (»Jenseits«, 289; anders allerdings 236) – *Lessenich* geht es darum, das »Widerspruchspotential« der Subjekte sowie die Brüche (»Paradoxien«) im System freizulegen. Er gibt die Kritik daher zurück und moniert mit »Marx und Foucault« (129), dass seine beiden Kollegen *das Subjekt* vergessen hätten (228, Dörre anerkennt das, 252). Nur wenn man – wie er – untersuche, wie sich politische und ökonomische Zwänge für die Subjekte darstellten und »in die Subjekte selbst« verlagerten (173; vor allem in der neosozialen Wohlfahrtsideologie der »Aktivierung«), ließe sich das Auseinanderfallen von Künstler- und Sozialkritik vermeiden, als deren Verkörperungen er Rosa und Dörre liest. In der Tat scheint *Lessenichs* Ansatz geeignet zu sein, normative und politökonomische Kritikmomente zu integrieren.

Lessenichs Stärke ist aber nicht nur das Synthesevermögen seines Ansatzes, sondern auch die Bereitwilligkeit, mit der er eigene Lücken zugibt (282, 287). Eine davon ist die Ökonomievergessenheit, die *Dörre* bei ihm und bei Rosa beklagt. Dörre selbst gibt sich Mühe, die ökonomische Gestalt des gegenwärtigen Kapitalismus möglichst genau zu umreißen, wenn auch primär aus Schriften anderer (»Das finanzdominierte Akkumulationsregime«, 57).¹⁹ Deutlich wird in seinen weiteren Kritiken allerdings,

¹⁸ BENJAMIN SKINNER: *A Crime so Monstrous: Face to Face with modern Day Slavery*, New York 2008.

¹⁹ Hier übrigens finden sich sowohl Fragen der *Macht* behandelt, die bei Kornwachs offen blieben, wie auch nähere Charakteristika der *Spekulation*, die bei Weber so konturlos

dass sein Ansatz keineswegs primär ökonomisch oder gar »ökonomistisch« ist (246). Er ist vielmehr politisch und klassentheoretisch motiviert (selbst die Landnahme, das Aufbrechen neuer Felder der Vermarktbarkeit, ist ja im Grunde ein *politischer* Akt; vgl. 249). Hinsichtlich Rosas vermisst Dörre Differenzierungen (etwa die »Konkurrenz unterschiedlicher Rationalitäten«, 188). Fehlten diese, werde die Diagnose historisch willkürlich und überspiele soziale Gegensätze. (Dies kann für die Popularität einer Theorie allerdings hilfreich sein.) Gegenüber Lessenich klagt er ein, dass dieser hinter den aktivistischen »Leitbildern« (199) den »politischen Zwang« (201) real wirkender Mächte vergesse. Beide Kritiken sind berechtigt, doch stellen sie Dröges Ausflüge in die Ökonomie in ein merkwürdiges Licht. So wenig Soziologen zugleich Philosophen sind, so wenig sollten sie sich als die besseren Ökonomen missverstehen. Natürlich ist es unerlässlich, dass sich Soziologen hinsichtlich der politischen Ökonomie »theoretisch und empirisch informiert« zeigen (203). Doch bei näherem Hinsehen hat das leicht eklektisch wirkende Ökonomiereferat bei Dörre weniger Begründungsfunktionen als er selbst glaubt. Das anfängliche Naserümpfen der Kollegen über seinen vermeintlichen »Ökonomismus« lässt sich daher auch so lesen, dass Dörre sich hier ganz unnötig mit fremden Federn schmückt. Sein politischer Ansatz muss sich nicht verstecken.

Lesen wir den Disput also produktiv: Inhaltlich hat sich gezeigt, dass die kritischen Perspektiven des guten Lebens, der Sozialstaatsforschung und der ökonomisch inspirierten Klassentheorie sehr gut verträglich sind, wenn Autoren den Mut haben, die Differenzen wirklich einmal auszutragen. Die Zusammenarbeit dieser drei Soziologen ist exemplarisch gelungen, das ist ein grandioses Signal. Das Ergebnis bleibt etwas programmatisch, aber das ist wohl der Form geschuldet. Hoffentlich überzeugen die offen gebliebenen Fragen die drei Autoren davon, dass nächstes Mal auch Philosophen und Ökonomen mitmachen dürfen!

Christoph Henning

Fachbereich Philosophie

Kulturwissenschaftliche Abteilung

Universität St. Gallen

Gatterstr. 1

CH – 9010 St. Gallen

christoph.henning@unisg.ch

war. »Schriften anderer« ist deswegen kritisch gemeint, weil es noch kein Beweis für die eigene Meinung ist, wenn andere diese teilen. Wieder andere werden ganz anderer Meinung sein, es kommt also irgendwann auf Beweisführung an.